

Hedwig Mertens [Fortsetzung]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hedwig Mertens.

Aus dem Erleben einer Frau. Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Die von besondern Lichtern durchzitterte Dämmerung des Sommerabends liegt über den Häusern und den sanften Höhen, die das Tal im Nordwesten der Stadt begrenzen.

Matt schillert die Fläche des Sees.

Das Feuer, das auf seinen Fluten lag und in blutroten Wellen bis zur Mitte des Wassers bebt, ist von unsichtbaren Niesenfüßen in die Tiefe gedrängt und erstickt, verglommen wie der Brand im Westen, der das Wabern über die Welt gegossen und auch die kühle Flut zu prunkender Pracht entflammt. Die Zuluft huscht lautlos durch die Luft, umarmt liebevoll die Fluren und wiegt sie zu immer tieferer Ruhe. Sie lullt allmählich alle Tagesgeräusche ein und spricht eindringlich wie eine Mutter zu den kleinen lärmenden Kindern der lichtvollen Stunden.

Doch die Grillen finden Gesang und Tanz in dem laulichen Dunkel zu schön; sie wollen nicht Ruhe geben, hüpfen zierlich weiter und zirpen ihre feinen Liedchen dazu — — —

Tannen bauen ihre Säulen empor.

Die Freundinnen sind auf der Höhe angelangt und schreiten durch den Wald. Hedwigs Schritte werden leichter und passen sich besser den kraftvollen, gleichmäßigen Bewegungen Annas an. Nun lösen sich wie in halblautem Phantasieren Worte von ihren Lippen: „Ich möchte immer tiefer in das Dunkel dringen; dann sprächen die Seelen der Bäume zu mir und sagten mir die Klugheit ihrer Einsamkeiten. Ich würde jene Weisheit empfangen, die der helle Tag nicht gibt und die aus keinen Büchern zu schöpfen . . . Wir Wesen von heute haben die Weisheit verkrüppelt, wenn sie zu uns hat kommen wollen; darum flieht sie in die Wälder. Ah, man sollte sie nehmen wie sie ist in ihrer Einfachheit und so auch halten; man soll nicht an ihr biegen und drehen wollen! Dann würden wir nicht ewig verwirrt und mißleitet werden von dem, was die Jahrhunderte als Gesetz und Sitte aufgestellt. Wir zwingen uns in Formen hinein, die wir selber erfunden und die keine Weisheit jemals gewollt. Wir wissen es gar nicht mehr, wie das eigentlich gewesen, dies selbstverständliche Mensch-zu-Mensch-sein. Flüchtig, wie ein Glück streift uns die Ahnung, und wir Torenen verstehen nicht, sie als eine Tatsächlichkeit in unser Leben hineinzuziehen, sie heimisch zu machen bei uns, und die Ahnung schlüpft zurück zu der Weisheit, die sie aus den nächtigen Wäldern zum Erforschen der Seelen entsendet . . .“

„Schwärmerin!“ sagt Anna Meister und legt ihre Hand fest auf die Schulter der jungen Freundin. „Du bist in letzter Zeit oft so unwirklich, Hedwig, als ob du gar nicht zu uns gehörtest, und bist doch auch aus

Fleisch und Bein wie wir! Du phantasierst, und deine Seele schreitet in Traumgewändern. Deine schweren Grübeleien verwickeln sich in die Falten und hindern dich am Gehen. Du trägst Fackeln in den Händen und es fehlt dir das Licht, sie zu entzünden. Du lebst viel zu stark in deinen Stimmungen und hast es für den Augenblick einfach verlernt, dich mit der Wirklichkeit abzufinden. Du bist jetzt so geworden, daß du Finsternis siehst, wo dir gestern die Sonne strahlte, daß du nach Trost spähst, wo du gestern lachtest . . . Hedwig, du weißt es so gut wie ich: das Leben ist immer so, wie wir uns zu ihm stellen, es antwortet, wie wir es anrufen, ein Spiegel, ein Echo. Stelle dich richtig zum Leben, und es wird dir wieder schön erscheinen und seine verzogenen Linien verlieren . . . Ah, Hedwig, ich liebe das Leben, wie es ist, mit seinen Sorgen und Nöten, seiner Güte und Grausamkeit, mit seinen Tagen voll Sonnenglanz und harter Arbeit, mit seinen Nächten voll Sternesfunkel und Sturm . . . Hast du diese Nacht das Gewitter gehört? Die Blitze spalteten die Nacht und tauchten sie in Licht. Und der Donner krachte. Hast du den Regen gehört, der auf die Erde prasselte und sie schlug, wütend hart? Ich habe hinausgeschaut in den Zorn; ich habe nicht die Hände zum Beten verschlungen: „Herr, ziehe deine Blitze zurück! Mache den Donner verstummen! Diese Sprache ist zu gewaltig. Herr, ich bin müde, ich möchte wieder schlafen; breite Dunkelheit um mich und Nacht!“ Nein, ich habe mit einer tiefen Lust hinausgeschaut: „Du bist groß, Herr! Ja, rüttle uns wacher und wacher, schüttle unsere Schläfrigkeit! Laß deine Blitze flattern und deine Donner krachen! Rüttle uns!“ Ah, Hedwig, nur nicht schlafen, solange wir leben! Nur nicht träumen, solange das rote Blut in uns pulst! Warum nächtelang in dunkeln Wäldern umherichreiten und an Unwirklichkeiten herumgrübeln, wo irgendwo der Kern ihrer Wirklichkeit liegt? Wahrhaftig, Hedwig, ich suche nicht die Klugheit vergangener Tage, ich grüße die Weisheit, die mich heute umgibt, das kräftig Gesunde, das meine Zeit mir reicht! Und schlägt mich das Leben — und, Mädchen, wen schläge es nicht? — und fühle ich die Geißel in brennenden Striemen auf dem Nacken, ich klage nicht! Nur harte Schläge treiben Funken aus den Steinen!“

Die Freundinnen haben die Tannen verlassen und wandern auf einem schmalen Pfade am Waldrand.

Die Stadt liegt tief unter ihnen. Tausend punktliche Lichter glitzern oben am Himmel und tausend unten auf der Erde.

Ein Sämann ist gegangen und hat mit vollen Händen in die Sternenhäusen des Firmaments gegriffen und die funkelnde Saat über die Ebene und Seegelände gestreut. Und dort, wo in der Stadt der Bahnhof liegt,

hat er eine breite, lange Furche gegraben und einen leichten Streifen quer dadurch geschnitten: üppig ist der Sternensamen darin aufgeschossen. Und je tiefer die Dunkelheit ihren blauen Sammt am Grunde der Himmelskugel entlang zieht, um so kräftiger blühen die Stern Blumen oben im Mund und unten auf der Erde.

Sie schlingen einen hellen Märchenkranz über die Ortschaften am Ufer, sie rieseln als dünne Glanzfäden hinein in den See und legen ein leise schwankeendes Goldgitter über das Wasser.

Und der dunkle Berg im Hintergrund behütet als treuer Wächter die Feenschönheit zu seinen Füßen —

Hedwig nickt wie aus tiefem Denken heraus. Die Worte Annas klingen in ihr nach — wie Steine, die von Fels zu Felsen schlagen. Sie lauscht ihrem Schall, bis sie im Seelengrunde sich betten als ein unverlierbarer Besitz. Mit befreiendem Aufatmen sagt sie: „Du bist wie ein guter Wind, Anna, von dem man sich gerne umblasen läßt!“ Dann bleibt sie zögernd stehen, in einer Unwandlung von Mattigkeit, und sagt: „Ich bin müde!“

„So setzen wir uns, Kind!“ entgegnet Anna.

Sie lassen sich nieder auf der Halde. Hedwig streckt sich flach aus auf dem kurzgemähten Gras und biegt die Arme über dem Kopf zusammen. Der Hut liegt neben ihr.

Anna schaut unendlich liebevoll nieder auf das blasse Gesicht, dessen dunkle Augen in den Himmel tauchen — — —

Nach einer Weile des Schweigens sagt Hedwig stockend: „Ich möchte mit dir über alles sprechen, Anna, und ich kann es doch nicht; es liegt so tief, und wenn ich daran herumtaste, um es emporzuheben, so . . . tut es weh. Aber du weißt es natürlich auch so, ohne daß ich je ein Wort darüber gesprochen, du, die jedes Wesen durchschaut!“

„Ja! Ich weiß es auch so!“ bestätigt Anna und legt ihre Hand an den Kopf der Ruhenden.

„Und . . . was . . . meinst du, daß ich tun soll?“ Fast ein wenig bang kommen die Worte heraus.

„Immer die Konsequenzen aller deiner Handlungen tragen und ehrlich sein!“

„Was verstehst du darunter?“

„In Klarheit und ohne Furcht den Weg schreiten, den das Herz dich führt und den die Seele als richtig anerkennt! Du hast ein so fein entwickeltes Empfinden für das, was das Rechte ist: du kannst nicht mißleitet werden!“

Da bricht es wie ein Sturm von Hedwigs Lippen und ihre Glieder schütteln sich in kaltem Frost: „Aber ich bin mißleitet worden: den ich liebe, mehr als mein Leben, der gehört einer andern; es ist Sünde, an ihn zu denken, verstehst du das? Und ich denke doch an ihn, immer . . . immer, seitdem ich ihn zuerst gesehen, seitdem er gegangen . . . Ach, ich habe seither lächelnd manche Lüge gesprochen, ich habe gesagt: Ich bin satt — wenn mich hungerte, und zuweilen habe ich schlecht gelogen; dann traf mich dein Blick, und ich schämte mich und schlug die Augen nieder. Und ich habe dennoch ruhig weiter gelogen; niemand sollte wissen, daß ich Mangel litt, auch du nicht! Ihr habt ja immer die Fülle und Glückseligkeit meines Lebens gepriesen, Ihr solltet weiter daran

glauben. Ich lachte ja . . . Und heute, da muß ich es dir sagen . . . Ach, ein Hungeriger mag sich lang vorreden, er sei nicht hungrig; darum ist sein Körper doch gierig nach Nahrung, darum fordern und begehren seine Sinne doch, und seine arme Phantasie wird die Vorstellung der reichgefüllten Schüsseln nicht los und schielt darauf hin, immerzu, immerzu! So ein Hungeriger bin ich auch . . . Ich habe den Kopf in die Erde gebohrt, ich habe nicht hören wollen, nicht sehen; ich habe versucht, ihm wieder gut zu sein als Mensch zum Menschen. All die wundervollen Blumen in meinem Garten habe ich ausgerauft, zerstampft; immer wieder sind sie emporgeblüht, ihr Wurzelwerk ist stärker als all mein Wollen, stärker als ich selber, es läßt sich nicht zerstören! Und ob ich die schweren Steine der Entsagung auf diese Liebe lege, sie sprießt zwischen den Ritzen empor und umwuchert das Gestein. . . .“

Hedwigs Gesicht ist förmlich leuchtend in seiner Blässe, und in der Stimme ist der schneidende Klang der Verzweiflung:

„Das ist über mich gekommen wie eine Naturgewalt und füllt mein ganzes Wesen und zieht alles in seinen Bereich! Das winzige Nestchen, das von meinem Ich übrig geblieben, schaut hilflos, ohnmächtig auf dies Große, furchtbar Schöne, das in mir emporgewachsen, mir zum Segen und zum Fluch . . . Ja, zum Fluch! Wie ein Dieb komme ich mir vor: er ist der Mann einer andern, und die ist die Mutter seiner Kinder. Verstehst du, was das heißt? Wenn da eine gehen soll und alles auseinanderreißen und sprechen: ‚Dieser Mann, der euer Gatte und Vater ist, der gehört mir, kraft der Gottesheerlichkeit und der Heiligkeit der Liebe!‘ Läßt sich denn da von Heiligkeit sprechen, wenn man Kindern den Vater nimmt und einer Gattin den Gatten? Ach, Anna, ich vergehe noch an dieser grausamen Verwirrung! Sie treibt mich in den Wahnsinn, sie jagt mich in das Dunkel der Welt und der Wälder, irgendeine Erlösung zu suchen, weil das Licht sie nicht gibt. Ich suche und suche, und kein Finden ist da. . . . Ich habe in meiner Not nichts anderes gewußt und gekonnt, als ihn gehen heißen, den Weg zurückzufinden zu der, die sein Weib. Und nun träume ich am helllichten Tage und baue Hoffnung auf Hoffnung. Ihr nennt mich begabt, Ihr rühmt, ich sei voller Talente: ach, ich verwende meine ganze Begabung, all meine Talente auf den Bau meiner Hoffnung, und die Grundsteine sind schlecht und falsch gelegt! Ich muß sehen, wie alles zusammenstürzt, und baue, baue doch weiter, immer wieder von vorn, immer wieder in anderer Form und . . . bin so hungrig . . . so hungrig! So lieb wie ich, kann keine andere ihn haben, und ich möchte meine Arme um ihn schlingen, und ich möchte meine Ewigkeit haben durch ihn, blühen, hörst du, blühen durch ihn, ich möchte sein Weib sein, weil er mich wachgeküßt . . . Was wußte ich von mir, bevor er kam? Ich kannte nicht alle die Kräfte des Lebens, die in mir liegen. Nun aber verstehe ich, was ich vorher niemals verstanden, alle Sehnsucht und alle Not und all das Schwere, Dunkle, das die Menschen Sünde nennen, und verstehe auch die Bitte der Schwachen und der Starken: ‚Und führe uns nicht in Versuchung!‘ Ach, Anna! Diese Sehnsucht sollten sie nicht Sünde nennen! Es ist ja nur der bare Zufall und so entsetzlich wenig

persönliches Verdienst für den einzelnen, wenn er der Umarmung seiner Sehnsucht nicht erliegt! Da sollten sie sich doch nicht so in den Nacken werfen in ihrer Erhabenheit! Ist es nicht wie eine hohe Flamme, die über uns zusammenschlägt? Da nützen auch dem Stärksten nicht immer seine Vorsätze. . . Und, trotz allem, ich preise die Sehnsucht, die mir meine Liebe gab; ich wußte vorher nicht, daß ein Weib so reich und so elend sein kann, so königgleich und so bettelarm! Die ganze Welt mit ihrer Größe und Tiefe, ihrem Gram und ihrer Seligkeit schreitet in die Kreise meiner Liebe. . ."

In tiefem Ernst schaut Anna Meister auf das Mädchen. Sie hat Hedwig mit keinem Wort und keiner Bewegung unterbrochen, fühlend, daß es die größte Wohltat für diese ist, rückhaltlos alles Empfinden laut werden und die hartgeknebelte Seele für einmal sich weiten und dehnen zu lassen.

Jetzt streicht sie auch nur wieder sachte über den Scheitel des Mädchens und sagt: „Du, so ganz Kind, so ganz Weib!“

Hedwig starrt mit entrückten Blicken in den tiefblauen Himmel und die Sterne, die wie flüssige Feuertröpfen daran hängen.

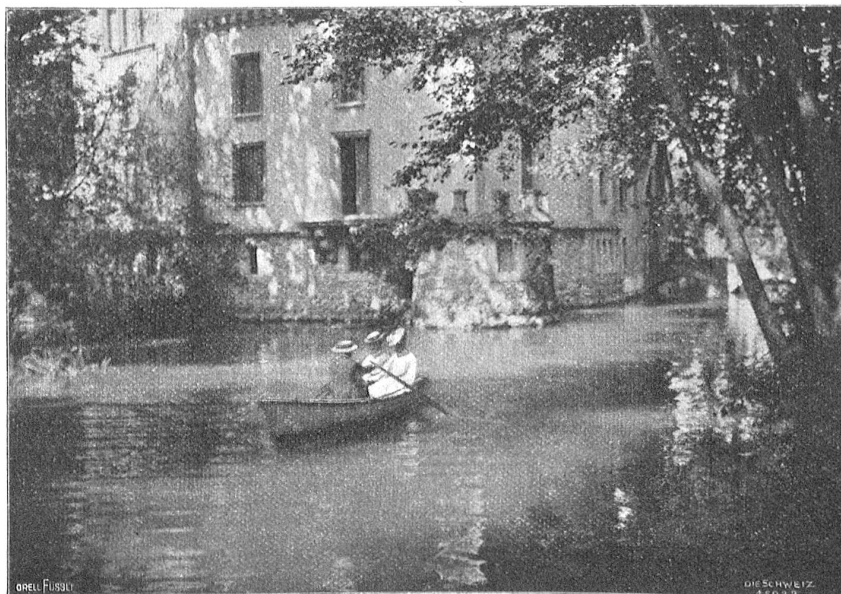
Und wieder drängt sich ihre Seele in Phantasien über die Lippen: „Ich träume oft, daß ich in roten Blumen stehe; die streben mit Flammenzungen an mir empor, in die Weite und in die Höhe, sie umleuchten mich. Mein Wesen beginnt von ihnen zu brennen, und der, den ich liebe, schreitet auf mich zu: „Siehe, du stehst in roten Lichtern!“ Und er reicht mir die Hand, und unsere Augen halten sich. Mein ganzes Kleid ist besät mit Sternen, immer neue blühen empor, ich pflücke sie vorsichtig, und meine Finger brennen nicht; ich streue sie über meinen König und aus den schönsten Winde ich eine Krone; die setze ich auf sein Haupt, und er leuchtet. Er ist ein großer Künstler, und sein Ruhm durchstrahlt die Welt; er baut Schlösser und Dome, er muß eine Krone tragen. . ."

Sie richtet sich jäh empor und fährt sich verwirrt über die Augen: „Ach, hörst du nicht, Anna? Ich fange schon an, verrückt daran zu werden!“

Sie dreht den Körper zur Seite, und ihre Stimme klingt erstickt, als sie hastig fortfährt: „Ich warte immer, daß er wieder kommen soll, und er hat doch versprochen, nicht zu kommen, bis ich ihn rufe. Und ich Verrückte wünsche, daß er sein Wort bricht — hörst du es? — damit alle Unentschlossenheit ihr Ende hat, damit ich nicht daran sterbe. . . Ach, Anna, ist es denn noch immer nicht genug der ungeheuerlichen Verzerrung, des Kampfs und Glendjeins? Soll ich hingehen durch den Staub der Straße und vor die treten, die sein Weib, und sagen:

„Höre, ich bin noch nicht zum Diebe geworden, nicht so, wenigstens in jenem einen letzten Sinne nicht; ich habe mich gewehrt gegen die Glut, übermenschlich, grausam; ich kann nicht mehr! Sei du groß, sei du gut, gib mir einen Teil von meinem Glück; es liegt in deinen Händen! Ich will es nur von dir! Laß mir seine Nähe, laß mich nicht stehlen!“ . . . Nicht wahr, Anna, es ist Wahnsinn, so etwas auch nur zu denken? Und ich, ich spiele mit diesem Wahnsinn, seit Wochen schon. Wo ist die Frau, die so groß dächte? Die einem solchen Begehren nicht ins Gesicht schlägt wie einem frechen Verbrecher? Solche Frauen stehen zuweilen in den Büchern, im Leben — doch wohl nicht! Oder glaubst du, Anna, daß es deren gibt?“

Bitterkeit bohrt in der Frage. „Ja,“ sagt Anna Meister, „ich selbst war einmal eine solche Frau. Ich habe nie darüber gesprochen, auch mit dir nicht. Warum sollte ich auch? Aber zu jener Zeit war mein kleiner Knabe schon tot, und so lagen die Verhältnisse anders. Freilich, es ging auf die Dauer doch nicht; es erwies sich als unnatürlich. Das Große und Edle in dem Gedanken kam nicht zum richtigen Leben. Ich wurde fremd im eigenen Hause. Ein völlig mißglücktes Experiment, und keiner trug im Grunde die Schuld daran, daß es nicht zum Segen ausging; wir wollten ja alle drei. Möglich, daß wir deutschen Frauen uns für orientalische Träume nicht eignen. Und eben, so wurde ich eine geschiedene Frau. . . . Aber ich habe meinen Beruf, die Arbeit das schöne starke Leben, dich: ich bin glücklich! Denn dieses Leben der Tat, der täglichen Anforderungen, das ich als Ärztin vielleicht tiefer empfinde als andere, dieses Dasein der Härte und Strenge, der Klarheit und Ehrlichkeit macht meine Seele jubeln, auch im Leiden. . . . Hedy, man muß verstehen, sich aus dem Ameisengewühl der Schmerzen und Sorgen emporzuschwingen in die Höhe und da sich die Seele und die Lungen vollzupumpen mit Sonne und reiner Luft. Dann mag man getrost wieder hinuntersteigen, mitten in den Werkeltag hinein. Starke gute Frauen vermögen viel; sie erleben



Beim Wasserloß Hallwyl (Phot. Joh. Meiner, Zürich).

das Schönste und Herrlichste ihres Wesens, indem sie kämpfen und ringen . . . Hedy, hast du schon mal so einen großen kraftvollen Gebirgsbach gesehen? Er windet sich durch tiefe Felsen, er klopft an das Gestein, er ist da in seiner hinreißenden Schönheit. Aber überhängende Felsen verdecken ihn; im taglosen Dämmern bahnt er sich seinen Weg, tief unten in den Schründen, den öden Gründen, da nur tropfende Steine auf ihn niederhängen, da keine Sonne ihn küßt und aufsprühen läßt in lichtvollem Glanze. Doch er gräbt und wühlt und bahnt unentwegt seine Straße, und auf einmal stürzt er vor und jauchzt im Sonnenlicht und wirft milchweiße Perlen in die Luft und ist unvergleichlich, ist königlich schön. So ist Frauenkraft, die überwindende, siegende, und wir schauen staunend auf die Größe unserer Kraft. Wir vermögen alles, wenn wir echte Frauen sind, zu entsagen und zu beglücken, und unsere Kraft liegt immer nur in uns selbst, nie außer uns; darum kann sie jeder finden, und das ist das Schöne. Wir sollten dies nur mehr und besser wissen. . . Sieh, Hedy, ich glaube an diese Kraft; darum spreche ich dir davon, damit sie auch in dir frei werde, so oder so!"

Die Sprecherin schöpft tief Atem. Wie eine Verkündung sind ihre Worte durch die Nacht geklungen.

Hedwig Mertens hat still zugehört; schweigend nickt sie vor sich hin. Ja, Anna Meister gehört zu jenen Frauen, die wie ein tiefer Brunnensind, der Schale um Schale überfließend füllt. Hedwigs Seele erquickt sich an dem Trank.

Anna streicht sich über die Stirn. Dann fragt sie unvermittelt: „Kennst du Richard Elmerts' Frau, Hedwig?"



Das Spiel von Hallwyl. Der Kellermeister. Phot. Gysi & Co., Aarau.



Das Spiel von Hallwyl. An der Tafel. Phot. Gysi & Co., Aarau.

auf einmal war er da . . . Ah, es ist schrecklich gewesen! Ich denke mir, sie muß gut sein; unmöglich kann ich sie mir anders denken. Und sie ist zart und bedarf der Schonung; sonst . . . ach . . . Ich las mal einen Brief von ihr, so ein steifes, kühles Kinderbriefchen; aber das ist natürlich nicht maßgebend. Wenn ich sie nur einmal sehen könnte! Ich würde dann fühlen, ob sie ihn lieb hat. Dann hörte für mich dies Fragenpiel auf, all dies Wägen und Fragen. Da ist natürlich die Grenze, wo meine Rechte schweigen!"

Hedwig verstummt. Ihre Augen heben sich zum Himmel; er ist wie die Seele einer Frau, deren Wünsche gleich goldenen Blumen aus der Unergründlichkeit des Wesens emporwinken.

Plötzlich beugt Hedwig mit inbrünstiger Bewegung die Arme: „Nun wollen wir gehen, Anna! Dies ist gut gewesen, und ich will Geduld mit mir haben; ich weiß, es ja, ich reise nur langsam meine Saat!"

(Fortsetzung folgt).

Das Spiel von Hallwyl.

Mit fünf Abbildungen.

Die Zeiten, da Albrecht von Haller eine schnurgerade holländische Allee für das Ideal einer schönen Landschaft gehalten, werden noch nicht gleich wieder kommen. Der Alpenkultus, den er selbst bald darauf inauguriert hat, steht noch so ziemlich auf der Höhe seines Zenits. Aber er hat aufgehört, allein zu herrschen. Die Alpenbigotterie verliert an Boden. Man freut sich wieder am Jura und am anspruchlosen Mittelland. Mancher wendet seine Liebe vom Panorama der Einzelheit zu. Das stille Hügelthal, das sich auch in der Malerei wieder erstklassiger Interpreten erfreut, es weckt wieder die alte Liebe und die alten Lieder.

Da ist es denn ein Großes für uns, zu finden, daß unsere herrliche Schweiz, die so lang nur als Alpenland geliebt worden ist, vor einem Minimum von Aufmerksamkeit sich ausweist, daß sie sich auch nach dieser Richtung landschaftlichen Geschmacks sehen lassen darf. Unsere Radierer und Maler entdecken den Jura neu. Im Nebberg eines aargauischen Städtchens spricht eine Französin das bezeichnende Wort: C'est le pare de la Suisse. Und ein altes Geschlecht freut sich wieder seines stillen